

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 92 (1966)
Heft: 51

Artikel: Ein Christbaum für Lydia : Erzählung
Autor: Enright, Elizabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-506239>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZUM erstenmal erlebte Lydia Weihnachten, als sie ein Jahr alt war. Ihre Mutter hielt sie im Arm, während sie mit offenem Munde staunte, und die Lichter des Christbaums bildeten andere Lichter in ihren großen, verzauberten Augen und in den Speicheltropfen, die ihr übers Kinn rannen. Als sie zwei Jahre alt war, lernte sie Sankt Nikolaus kennen. Sie schenkte ihm sehr wenig Beachtung; doch mit drei Jahren sprach sie viel von ihm, und man hatte Mühe, sie davon zu überzeugen, daß er und das Jesuskind nicht Vater und Sohn seien. Als Vierjährige war sie dazu gelangt, ihn als eine der geordneten Erscheinungen zu betrachten, die ihr Leben beherrschten wie Tageszeit und Nachtzeit: das einmahl mußte man um sieben Uhr aufstehen, das anderemal um sieben Uhr zu Bett gehen. Wie Lob und Tadel, wie Winter und Sommer, wie das Anrecht ihres älteren Bruders und das entscheidende Wort ihrer Mutter. Ihr Vater bestand nicht in ihrem Gesichtskreis; er war in dem Winter, als sie geboren wurde, in Cassino gefallen.

«Der Nikolaus wird kommen», sagte Lydia, und sie wußte, dies entsprach der Wahrheit, als ob man sagte, der morgige Tag werde kommen. «Er wird einen Weihnachtsbaum bringen. Einen großen Weihnachtsbaum mit Kerzen und bunten Kugeln.»

Als sie vier Jahre zählte, war ihr Bruder Eddy neun, und er war längst hinter die Wahrheit dieser Angelegenheit gekommen. Seine Augen ließen sich von gar keiner



Ein Christbaum für Lydia

Erzählung
von Elizabeth
Enright

Illusion täuschen, wenn er in der Adventszeit auf der Straße den Weihnachtsmännern begegnete, die ihre Glocke ertönen ließen; er sah in ihnen das, was sie waren. Er sah, daß ihre Hose lose saß und ihre Ärmel viel zu lang waren, daß ihnen über dem falschen, wie ein Lätzchen lose umgebundenen Bart die Nase lief, und daß ihre Augen menschlich und schwermütig dreinblickten.

«Man sollte meinen, die Kleine müßte es merken», sagte Eddy zu seiner Mutter. «Du meine Güte, wenn man sieht, wie verschieden alle sind.»

Lydia glaubte an jeden, angefangen von den Glockenläutern auf der Straße bis zu den Warenhauskläusen, die immer die gleichen Fragen stellten, und deren bezahlte Leutseligkeit gegen Abend schal wurde. Sie glaubte an das ungeheuerliche Götzenbild in dem Geschäft an der Vierzehnten Straße, das sein starrendes Gesicht hin und her drehte und den ganzen Tag ein lautes, rasendes Maschinenlachen ausstieß, so daß es ringsum unangenehm klirrte.

Für Lydia war der Heilige allgegenwärtig, erfindungsreich, zu allem fähig, und wenn sie in die verschiedenen Gesichter seiner Darsteller blickte, gewährte sie das eine gütige Gesicht, das sie ihm angedichtet hatte.

«Eddy, verrät es ihr jetzt noch nicht?», sagte die Mutter. «Untersteh dich, es ihr schon zu verraten. Denk daran, daß sie erst vier ist.»

Natürlich sollte die Kleine ihr Vergnügen haben, dachte Eddy mit starker Verachtung und leichtem Mitleid. Er erinnerte sich noch an die Weihnachtsabende, an denen er auf Glöckchen in der Luft gelauscht und seinen über dem Herd hängenden schlaffen Strumpf beobachtet hatte.

«Wie kann er denn durch den Herd

kommen?» hatte er die Mutter gefragt.

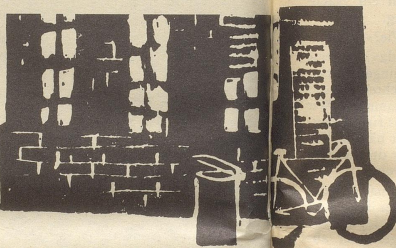
«In solchen Häusern kommt er durchs Fenster. Sei brav, Eddy, und schlaf endlich.»

Eddy besuchte die Volksschule, und Lydia ging in den Kindergarten. Ihre Mutter holte sie jeden Abend auf dem Rückweg von der Arbeit ab. Sie war eine dünne, dunkle junge Frau, deren hübsche Züge oft von den Schatten der Abspannung und Müdigkeit verdüstert wurden. Sie liebte ihre Kinder; aber Sorgen nagten an ihr, so daß sie häufig ausfallend wurde und scharfe Worte gebrauchte. Wenn sie abends heimkam und die Treppe hinaufstieg, wobei sie mit der einen Hand die eingekauften Lebensmittel an die Brust preßte und an der andern die säumende und plaudernde Lydia hinter sich her zog, wünschte sie manchmal, alles los zu sein. Lydia los zu sein, vielleicht für immer; ein für allemal die schweren Türen los zu sein. Es müßte eine wilde Glückseligkeit sein, dachte sie, die Catchup-Flasche auf der Treppe zerschellen zu hören, die zerbrochenen Eier auslaufen zu sehen, alle die Büchsen und Kartoffeln zu beobachten, wenn sie polternd hinterrückkollerten. Sie lebten in einer Zweizimmer-Wohnung mit Linoleumboden und lebendig gefurchter Decke. Tagsüber waren die Räume vom Mittag ab heiß vom Sonnenschein; aber morgens und abends war hier eine Kälte wie in einem Keller, wenn der Herd nicht angesteckt wurde. Der Herd, die Badewanne und der Ausguß waren in dem vorderen Zimmer, wo Eddy schlief. Bisweilen glückte die Badewanne in der Nacht, und der undichte Wasserhahn des Ausgusses tropfte mit der Regelmäßigkeit einer tickenden Uhr. Lydia und ihre Mutter schliefen in dem hinteren Zimmer, einem ziemlich dunklen, blaugestrichenen Raum; über der Kommode hing hier ein trüber, großer Spiegel, und ein Fenster führte auf den Schacht hinaus. Die Toilette war für sich in einer kleinen Nische; sie hatte ein Fenster, das ebenfalls auf den Schacht hinausging. Wenn die Kette gezogen wurde, war es, als hätte man einen Flußgeist losgelassen; ein mächtiges Stürmen und Tosen stieg aufwärts durch die Rohre, so daß alle Möbel in der Wohnung erzitterten; dann gab es ein langes Wassergelöse, das minutenlang dauerte, und zum Schluß den donnernden, zornigen Rückzug, der endlich immer schwächer wurde, bis die zahme, beschwichtigte Stille wiederhergestellt war.

Wenn Eddy allein war und ihm die Stille manchmal zuviel wurde, ging er in die Toilette und zog die Kette, nur um die Gesellschaft des Lärms zu haben. In den Ferien war er anfangs oft allein. Mittags stampfte er dann, angetan mit seinem blaugrauen Pullover und seinem Fliegerhelm, an dem die Bänder flatterten, die Treppe hinauf in die sonnenüber-

flutete, vollgestopfte kleine Wohnung. Summend und pfeifend machte er sich sein Mittagessen, Haferbrei oder dicke Brote, die er mit sonderbaren Dingen belegte. Nach dem Essen räumte er immer auf; er wusch das Geschirr ab und fegte die Brotkrumen mit seinen rissigen Händen auf. Er hatte schon früh gelernt, ordentlich zu sein, und konnte sogar sein Bett gut genug machen, daß sich darin schlafen ließ.

Nachmittags streifte er mit seinem Freunde Joey Camarda und andern Buben in den Straßen umher, um sich mit ihnen in Geschicklichkeit und Witz zu messen. Manchmal begaben sie sich zu den höheren Bereichen des Parks mit seinen Teichen, Brücken, Schlachtfeldern und Hinterhalten. An Regentagen zogen sie durch die Museen, laut und frech wie Sperlinge, berührten ohne Scheu die raue Oberfläche der Meteorsteine und legten den



Kopf in den Nacken, um kühn die furchteinflößende Maske des Tyrannosaurus Rex zu betrachten.

«Das ist kein richtiges Gesicht», sagte Joey. «Es ist aus Holz gemacht.»

«Es ist aber auch echt», widersprach Eddy. «Er ging herum und aß und brüllte die Leute an. Früher einmal.»

«Nein, er war nie da. Er kann gar nicht gelebt haben. Du glaubst aber auch an alles. Du würdest sogar an den Nikolaus glauben.»



Weihnachten und alles, was dazu gehört, kamen immer mehr in ihren Gesprächen vor, als sich die Zeit näherte. Sie stellten Betrachtungen darüber an, was sie wohl geschenkt bekommen würden. Joey sagte, sein

Onkel werde ihm Rollschuhe und ein richtiges Mausergewehr schenken.

«Er bekam es, als er in Italien war. Was wirst du kriegen, Eddy?»

Eddy antwortete, er bekäme vermutlich ein Fahrrad. Ebenso wahrscheinlich war es, daß er den Mond vom Himmel bekommen würde; aber nachdem er die Behauptung einmal aufgestellt hatte, schmückte er sie weiter aus. Er sagte, es würde ein weißes Fahrrad sein mit roten Schutzblechen, hinten besetzt mit einem roten Glas wie mit einem Edelstein und mit zwei flatternden Waschbärschwänzen an den Lenkstangen.

«Und an den Lenkstangen sind zweierlei Glocken. Die eine ist wie eine Sirene.»

«Läfst du mich manchmal damit fahren, Eddy?»

«Manchmal», sagte Eddy.

An diesem Abend fuhr er mit dem Rad in der ganzen Wohnung herum, und die Waschbärschwänze flogen nur so durch die brausend durchschnittene Luft. Das Schlußlicht flammte wie ein glühender Rubin, und die Sirene gellte so fürchterlich, wie eine Menschenstimme sie überhaupt gellen lassen konnte.

«Schau zu, wie ich jetzt eine Kurve nehme», rief Eddy. «Huuiuuuuu! Um einen halben Zentimeter gerade an dem Lastwagen vorbei!»

Lydia saß in aller Sicherheit auf dem Bett im hinteren Zimmer und fragte, als er vorbeiflitzte: «Ist das ein Flugzeug, Eddy?»

«Nein.»

«Ein Auto?»

«Nein.»

«Ist es ... ist es eine Eisenbahn?»

«Nein. Es ist natürlich ein Fahrrad. Paß jetzt auf. Ich muß an dem Licht vorbei, solange es grün ist. Huuiuuuuuu!»

«Eddy, so sei doch um Himmels willen still!» rief seine Mutter. «Ich kann mich ja nicht einmal denken hören!»

Er bremste und blieb stehen. «Aber Mami, warum bist du denn so böse?»

Sie blickte ihn nicht an; sie rührte die Kartoffeln und Zwiebeln mit einer Gabel in der Bratpfanne. Dann bestreute sie sie mit Salz und sprach mit einer gewissen Kälte.

«Eddy, ihr bekommt dieses Jahr keinen Weihnachtsbaum.»

«Weshalb nicht? Was haben wir denn angestellt? Weshalb nicht?»

«Ich kann es mir nicht leisten, deshalb!» fuhr sie ihn an, zornig auf ihn, weil sie ihm weh tun mußte. Dann senkte sie die Stimme. «Nach Weihnachten will man mich nicht mehr in dem Laden, das erfuhr ich heute. Man braucht mich nicht mehr. Ich wage es nicht einmal, euch etwas zu schenken, nur Sachen, die ihr nötig habt, wie Strümpfe und Handschuhe.» Sie sah ihn an. «Vielleicht ein bißchen Schokolade», fügte sie hinzu.

Scharfer Geruch stieg von der Bratpfanne auf und mischte sich mit den starken Küchendüften aus anderen Wohnungen, mit Fisch-, Knoblauch- und Speckgeruch.

«Ach, Eddy, ich habe Angst, auch nur ein Kupferstück auszugeben. Wie soll ich wissen, ob ich eine andere Stelle finden werde?»

«Was wirst du Lydia sagen? Sie redet den ganzen Tag vom Christbaum.»

«Sie muß sich ohne Christbaum begnügen, weiter nichts. Andere Leute müssen das auch.»

«Aber sie redet den ganzen Tag davon.»

Die Mutter warf die Gabel hin und fuhr zu ihm herum.

«Kann ich es etwa ändern? Mein Gott, was soll ich denn tun?»

Eddy war klug genug, daraufhin den Mund zu halten. Er lehnte sich an den Schüttstein und dachte nach, und als sie beim Abendbrot saßen, war er freundlich und nachsichtig zu Lydia, die vergnügt mit ihrem

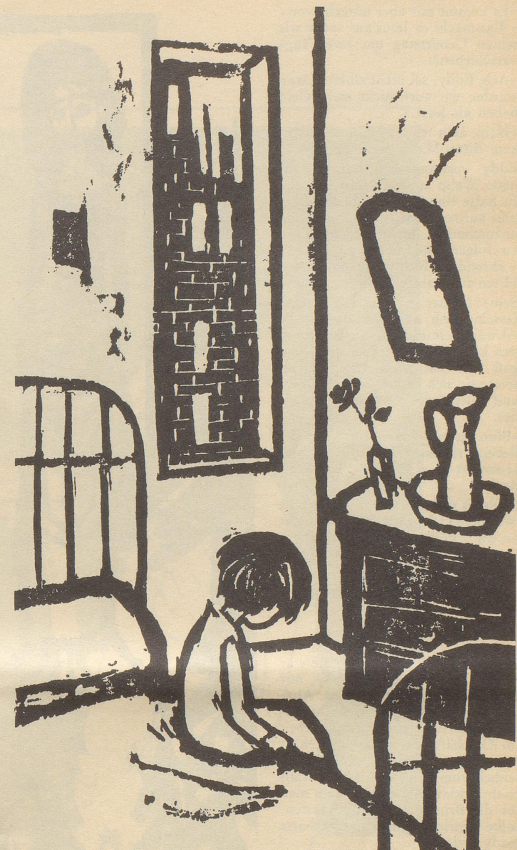
Essen spielte. Nach einer Weile wurde seine Freundlichkeit tiefsinnig wie bei einem Menschen, der im geheimen aus einem Brunnen göttlicher Eingebung trinkt, und als Lydia zu Bett gegangen war, machte er der Mutter einen Vorschlag.

«Ich habe einen Gedanken. Wenn wir Weihnachten um ein paar Tage verschieben, vielleicht um eine Woche, kann ich alles in Ordnung bringen.»

Wie er erwartet hatte, sagte die Mutter nein. Diese Antwort seiner Mutter bildete den Ausgangspunkt all seiner Feldzüge, von denen viele erfolgreich verliefen. Er lehnte am Schüttstein und wartete ab.

«Was für einen Zweck hätte das? Und was würde Lydia überhaupt denken?» wandte sie ein.

«Sag ihr, der Weihnachtsmann hätte sich verspätet. Sag ihr, wir hätten uns im Datum geirrt. Sie ist noch zu dumm, um etwas zu merken. Alle Vierjährigen sind noch dumm.»



«Es kommt mir aber unrecht vor.»
«Was macht es Jesus aus, wenn wir seinen Geburtstag um zwei Tage verschieben?»

«Ach, Eddy, sei nicht albern. Dann werden wir auch nicht mehr Geld haben als jetzt.»

«Nein, aber ich habe einen Gedanken. Bitte, Mami, bitte. Bitte!»

Eddy verstand sich darauf, auf nette Weise ein Quälgeist zu sein. Er hatte eine Art, den andern ruhig und aufmerksam anzuschauen und anzuschauen, ihm mit den Augen zu folgen und nichts zu äußern, während die Bitte rings um ihn wie Hitze ausstrahlte. Er wartete ab.

Seine Mutter hängte das feuchte Geschirrtuch auf und drehte die Abwaschschüssel um. Sie blickte in den kleinen Spiegel über dem Ausguß und sah wieder weg. Dann setzte sie sich in den Schaukelstuhl und faltete die Zeitung auseinander.

«Nun ja, gut», sagte sie. «Um des lieben Friedens willen, Eddy. Was erwartest du eigentlich – ein Wunder?»

«Gibt es nicht immer irgendwelche Wunder? Uebrigens denke ich nicht an ein Wunder, ich denke an etwas Gescheites», sagte Eddy.



Weihnachten kam, und für sie war es ein Tag wie jeder andere, nur daß die Mutter daheim war. Aber das konnte man Lydia leicht damit erklären, daß Mutters Arbeit im Geschäft für immer aufgehört hätte, wie man ihre eigene Abwesenheit vom Kindergarten ebenfalls leicht erklären konnte, indem man ihr die Brust einfach mit Hustensalbe einrieb. Auch daran hatte Eddy gedacht.

«Ach Eddy, hoffentlich weißt du, was du tust», sagte die Mutter.

«O ja, ich weiß es», antwortete er. «Mir solltest du wenigstens sagen, was du vorhast.»

«Es soll auch für dich eine Ueberraschung werden», erwiderte Eddy – weniger, weil er seine Mutter überraschen wollte, sondern weil er wußte, daß er, wenn er seinen Plan enthüllte, mit einem «Nein» in Berührung käme, das keiner seiner Züge schachmatt setzen konnte. «Es wird schon gut werden, Mami.»

«Und wann soll es sein, wenn ich fragen darf?»

«Am Neujahrstag, schätze ich», antwortete Eddy und machte sich auf die Suche nach Joey Camarda, dessen Hilfe er angefordert hatte.

Am Silvesterabend verbannte er Lydia und seine Mutter frühzeitig in ihr Schlafzimmer.

«Ganz gleich, was für Geräusche du hörst, du kommst nicht heraus, ja? Versprich es mir.»

«Aber, Eddy, ich finde ...»

«Versprich es mir!»



«Je nun ...» räumte die Mutter ein, und das war so gut wie ein Versprechen. Sie ging hinein und schloß die Türe, und ehe die seltsamen Schlepp- und Schlurfgeräusche in der Diele begannen, war sie in den tiefen Schlaf der Entmutigten gesunken, in den vorübergehenden Tod, der frei ist von allen Vorstellungen der Angst oder Freude.



Um Mitternacht erwachte die Stadt und begrüßte das neue Jahr mit gewaltigem Lärm. Auf den Straßen bliesen die Leute Trompete und schüttelten Gegenstände, die wie Blechbüchsen voller Kieselsteine klangen. Auch Lydia erwachte, und sie dachte, es sei der Nikolaus.

«Ich will aufstehen, Mami. Ich will ihn sehen.»

«Du legst dich sofort wieder hin,

sonst bringt er dir gar nichts. Er hat es nicht gern, wenn man bei seinem Kommen wach ist», sagte die Mutter ärgerlich und klammerte sich an die warmen Gewebe des Schlafes.

Lydia saß jedoch noch eine Weile in ihrem Bett und schaukelte sachte hin und her. Durch die Türritze kam ein Duft, den sie von der vorigen und vorvorigen Weihnacht her kannte.

Am Morgen dauerte es lange, bis Eddy ihnen erlaubte, ihr Schlafzimmer zu verlassen.

«Eddy, hier ist es kalt», beklagte sich die Mutter.

«Ich will den Baum sehen, ich will den Baum sehen», rief Lydia halb singend, halb plärrend. «Ich will den Baum sehen, ich will den Baum sehen.»

«He, warte einen Augenblick», sagte Eddy.

«Ich will den Baum sehen, ich will den Baum sehen», winselte Lydia.

Im Nebenzimmer ertönten Geräusche der Hast und Plackerei. «So, nun könnt ihr hereinkommen», sagte Eddy und machte die Türe auf.

Sie sahen einen Wald.

In einem Kreis standen, alle Wände verbergend, die Weihnachtsbäume, spärliche und dichte, große und kleine, aber für Lydia allesamt groß. Einige waren noch mit Lametta behängt, und da und dort zwischen den Zweigen war der Schmuck für einen einzigen Baum gerecht verteilt; ruhig und glänzend wie Planeten schimmerten die Kugeln zwischen den Nadeln. Die Familie stand in einem geheimnisvollen Hain ohne Vögel und Wind, und starker Duft erfüllte das Zimmer. Es war ein Geruch der Gesundheit, Stille und Ruhe, und ehe Eddys Mutter an die abfallenden Nadeln und die allgemeine Unbequemlichkeit eines Waldes in der Küche dachte, atmete sie den Geruch tief in ihre Stadtlungen ein und fühlte im Innern ein Nachlassen der Anspannung.

«Eddy, Eddy, wie? Wie?»

«Ich und Joey Camarda», flüsterte Eddy ihr zu. «Wir gingen vorige Nacht herum und suchten sie auf den Abfallstellen zusammen. Wir hätten das ganze Haus füllen können, wenn wir gewollt hätten. Vorige Nacht war es hier drinnen wie in einem Lager im Freien.»

So war es gewesen. Er hatte friedlich in seinem Bett unter den Zweigen gelegen, auf das gelegentliche Schneeflocken-Geklingel einer abfallenden Nadel lauschend und auf das Ticken des undichten Hahns, der nun wie eine Waldquelle verborgen war.

«Eddy, mein Bub, schau dir Lydia an.»

Lydia sah noch immer morgenfrisch aus. Sie stand in ihrem Flanell-Nachthemd da; ihre dunklen Haare waren zerzaust und ihre Augen voller Lichter. Wie eine Große hielt sie die Hände auf gefasste Weise vor sich gefaltet. Von Natur war sie ein lautes, überschäumendes Mädchen, doch die Lust zum Lärmen hatte es ihr vorübergehend verschlagen.

«Alle Weihnachtsbäume», bemerkte sie leise.

«Du, glaub ja nicht, daß es jedes Jahr so sein wird», sagte Eddy. «Das ist nur, weil er sich verspätet hat, und es ist statt Geschenken.»

Lydia genügte es, das konnte jeder sehen. In gewisser Weise genügte es auch Eddy. Er war stolz und kam sich edelmütig und tüchtig vor. Er fühlte sich erfolgreich. Mit den Händen in den Taschen stand er da und betrachtete seine Schwester.

«Alle Weihnachtsbäume», sagte Lydia still und seufzte. «Alle Weihnachtsbäume.»

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Ursula von Wiese. Zeichnungen von Robert Wyss. – Copyright by Verlag der Arche Zürich.